

sein Lumpengewand. An diesem Abend, über dem Tischgebet des Bauern, war die Erinnerung an seine Herkunft mit bitterer Deutlichkeit auf ihm. Er hörte die Worte des Betenden nur wie ganz von fern und wurde den Gedanken nicht los, daß er ein Geduldeter sei, dem geringsten der Knechte, dem lärmenden Stalltoni, nicht ebenbürtig. Zwyers Stimme weckte ihn, die über den Tisch scholl:

„Nun, Flori, willst nicht ans Essen? Hast es doch sauer verdient!“

Da fuhr er empor mit glührotem Gesicht, langte mit hastigen Fingern nach dem Löffel und tauchte ihn in die Suppe. Dabei hörte er, wie der Bauer, gegen sein Weib gewandt, murmelte: „Die Steinenhalde hat mir noch keiner in einem Tag geschnitten wie der!“ Und es durchzuckte ihn eine jähre, stolze Freude. Es war in seinem Leben nicht oft, daß ihn einer rühmte. Wenn der Zwyer in diesem Augenblick das Leben des Bennet-Flori verlangt hätte, der hätte es willig für ihn in die Schanze geschlagen. Aber es kam noch besser. Als das Essen vorüber war und das Gesinde die Stube verließ, rief der Dorfvogt Flori zurück.

„Der Fost auf der Hornalp liegt an einer Fußverstauung; du gehst morgen für so lang hinauf, als er liegen muß. Die Leni geht mit dir und bringt mir übermorgen Bericht, ob der Fost heimgeholt werden muß oder sich dort ausheilen kann. Der Jenner-Bub, der Halbnol, der den Bericht gebracht hat, hat keinen Bescheid darüber gewußt.“

Die Dorfvögtin hatte sich bei den Worten ihres Mannes von einem Schranken, vor dem sie just stand, zurückgewandt.

Der Kaspar wird unzufrieden sein, wenn er nicht gehen darf; er ist immer, solang er schon bei uns ist, dem Fost sein Nebenknecht gewesen.“

„Der Kaspar in allen Ehren,“ unterbrach sie Zwyer, „der kommt ein andermal auch wieder dran. Für diesmal geht der Flori; er soll wissen, wie weit das Gut reicht, auf dem er dient.“

Ein Zug leiser Sorge stahl sich in das Gesicht der Bäuerin.

„Aber die Leni bleibt hier, ich kann das Mädchen nicht entbehren!“

„Mutter!“ Der Zwyer lächelte, er sah Flori fest an. „Sag's doch frei heraus, Mutter, du läßt das Mädchen nicht gern mit dem Bennet gehen.“

Flori biß die Zähne zusammen; in ihm kochte der Groß.

Da fuhr der Zwyer fort: „Der Flori soll zeigen, ob er guten Willen hat; ich müßte mich schlecht auf Menschen- gesichter verstehen, wenn die Leni bei ihm nicht sicher wäre! — Also, wenn der Tag auf ist, gehst, Bub, hast gehört?“

Der Dorfvogt trat dicht an ihn heran und sein Blick tauchte in den seinen.

„Ja,“ gab Flori zum Bescheid. Es klang verstockt, er wandte sich rasch ab und verließ die Stube.

Der Bauer drehte sich seinem Weibe zu, dessen Gesicht sich verdüstert hatte.

„Nicht unzufrieden sein, Mutter! Der ist wie junger Wein, das gärt und gärt, aber es kann etwas aus ihm werden! Und ich meine, daß der Ehrgeiz ihm auf die Beine helfen soll. Der ist in ihm wie Feuer!“

Die Bäuerin nickte. „Da hast schon recht, Vater! Aber ein Wasser kommt immer wieder über das Feuer, und das ist das ihm angeborene Schlechte. Ich meine immer, das ist so gut unheilbar wie ein anderes Geburtsübel!“

„Ihr seid doch gut gewesen zu ihm, und jetzt verschimpft Ihr ihn auf einmal,“ mischte sich Leni, die bisher seitab gesessen, ins Gespräch.

„Vielleicht just deinemal,“ sagte die Zwyerin mit einem großen, klaren Blick. Aber sie fügte hinzu: „Wenn er mich Besseres lehrt, bitte ich ihm von Herzen meine harte Meinung ab!“

Des nächsten Tages, kaum daß des Morgens graue Streifen sich über dem Lochberg in den Nachgrund des Himmels zeichneten, stand Flori wegbereit an der Wohnstübentür; es war noch alles still. Er pochte. Da scholl des Bauern Stimme, die ihn eintreten hieß, und er fand ihn, sein Weib und Leni stumm über ihrem Frühbrot sitzen.

„Sitz zu, dann macht, daß ihr auf den Weg kommt!“ mahnte der Zwyer.

Das Frühstück ging rasch und still vorüber. Danach lud sich Flori die schwerbepackte Gabel, die vor der Tür bereit stand, auf den starken Rücken.

„Behüt Gott!“ grüßte er und wollte, Leni es überlassend ihm zu folgen, die Treppe hinabsteigen. Da rief ihn Zwyer zurück.

„Die Hand her und schau mich an, Bub!“

Flori hob den Blick. „Hab die Augen offen und trag dem Kind Sorg.“ Des Bauern Finger preßten die seinen, daß ihn ein jäher Schmerz durchfuhr. Aber er mußte nicht. Er fand auch kein anderes Wort als das kurze, trockene „Ja“ von gestern. Nur seine Augen hatten in einem trostigen Stolz aufgeleuchtet.

Die Bäuerin wand Leni ein Tuch um die Schultern: „Der Morgen ist kühl. Wenn die Sonne auf ist, legst es dem Flori auf die Gabel.“ Dann reichte sie beiden die Hand. „Steiget mit Gott!“

Damit verließen sie Haus und Dorf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Stadt Sonnenbühl.

Skizze von Heinrich Spielgert.

Gottfried Kellers wundervolle und wunderliche Stadt Seldwyra ist ein Gemeinwesen, wie es in solcher Ausbildung fröhlicher Starrheit und durchtriebener Pfiffigkeit nirgends existiert. Haben ja doch, nach des Dichters eigener Aussage, verschiedene Schweizerstädte Häuser und Türmchen hergeben müssen, um die unsterbliche Stadt ins Leben zu rufen. Bildlich gesprochen natürlich! Seldwyra ist somit als „ideale

Stadt zu betrachten, welche nur auf Bergnebel gemalt ist und mit ihm weiterzieht, bald über diesen, bald über jenen Gau, und vielleicht da und dort über die Grenze des lieben Vaterlandes, über den alten Rheinstrom hinaus.“

Was sagt ihr aber dazu, wenn ich es unternehme, ein Seldwyra zu zeichnen nicht auf Bergnebel, sondern um mit Fr. Th. Vischer zu reden: „auf den Granitgrund der Realität“?



Mutter mit Kindern in der Sonne.

Esther Mengold, Basel.

(Aus dem „Schweizerischen Frauenkalender 1913“.)

Nämlich, ich will von einer ganz bestimmten Schweizerstadt sprechen und ihr Leben und Treiben so schildern, wie es ist und war, und es wird mit tödlicher Sicherheit ein Seldwyla daraus werden. Natürlich will sich mein Seldwyla keineswegs messen oder auch nur vergleichen mit dem des unsterblichen Zürcher Meisters. Das zum Zeichen, bevor ich die Schilderung beginne, meine tiefste Reverenz dem Meister Gottfried!

Die Stadt Sonnenbühl, die mir ein Seldwyla geworden ist, ist meine Geburtsstadt und liegt im schönen Vaterland irgendwo an einem See und am Fuße eines waldigen und ordentlich hohen Gebirgszuges. Darin hat mein neues Seldwyla mit dem alten Aehnlichkeit, daß die Bürgerlichkeit einen ausgedehnten und schier unerschöpflichen Waldbesitz ihr eigen nennt, aus dessen Ertrag die verarmten Bürger erhalten werden. Dicht vor den Mauern der Stadt und an den südwärts geneigten Hängen des Seeufers wächst ein Wein, den die Sonnenbühlser rühmen, während die benachbarten Städte Spottlieder auf ihn singen. Aber das sieht die Sonnenbühlser wenig an; ihren Wein trinken sie selber, gedeihen dabei und werden alt und verachten alle Weine, die unter vornehmen Namen und frisch flatterndem Wimpel ins Land hineingefahren kommen. Was tut's, wenn ihr Wein auch sauer ist! Er ist auf ihrem Grund gewachsen, und die gleiche Sonne hat ihn zu reifen verhübt, die der Sonnenbühlser Arme gebräunt hat. Und wenn erwiesen ist, daß dieser Wein einmal die Stadt vor schwerem Ungemach bewahrt hat, so ist das doch sicher ein Grund mehr, ihn in Ehren zu halten. Es war just zur Zeit, als der Torstenson mit seinen Schweden gegen die Truppen des frommen Kaisers Ferdinand zog, um der Kaiserlichen und unterwegs so nebenbei auch anderer Leute Schädel zu spalten, als eines abends ein grauhaariger schwedischer Reiter vor dem Sonnenbühlser Obertor hielt und mit knarrender Stimme die Ankunft von ein paar hundert Reitern ankündigte. Ruhig hörte der Torwart den Mann an, und obwohl der Schwede fluchte wie ein Heidenmensch, reichte er ihm doch nach altem Brauch einen Krug voll Sonnenbühlser

Wein. Den setzte der Schwede an und trank wie einer, der tagelang im Sonnenbrand der Wüste geritten ist. Aber mit einemmal durchschütterte es ihn, und mit einem lästerlichen Fluch spie er den Wein wieder aus und warf den Krug aufs Pflaster, daß er in tausend Scherben zerfuhr. Und ohne irgend ein Wort zu sagen, aber in seiner Miene eine Art stummen Entsehens, wandte der Reiter sein Pferd und verschwand in einer Staubwolke, während der Torwart gar beweglich um den vergeudeten guten Wein klagte. Es ist aber zu selbiger Zeit kein einziger von den angekündigten Schweden nach Sonnenbühl gekommen; sie sollen sich der Rheingegend zu verzogen haben. Die Sonnenbühlser aber hielten seit dieser Zeit ihren Wein erst recht in Ehren, und sie haben wohl ebensoviel Grund dazu, wie das alte Rom zu seiner kapitolinischen Gönneverehrung.

Nicht umsonst habe ich so viel von dem Sonnenbühlser Wein gesprochen; denn wer die Sonnenbühlser kennen will, muß auch über ihren Wein Bescheid wissen, weil der einen ganz gehörigen Einfluß auf sie ausübt. Ein schlechtes Weinjahr kann sie zu bissigen und unausstehlichen Rüppeln machen, und es ist für solche Jahre immer sicher vorauszusagen, daß die Sonnenbühlser ihre Stadtverwaltung stürzen werden. Anders aber, wenn der Wein geraten ist! Da verbessern sie sofort den Pfarrern und Schulmeistern die Besoldungen und würden noch Schrecklicheres tun in ihrem Uebermut, wenn nicht die Stadtverwaltung in ihrer Weisheit den Stadtfädel dreifach verschärft und den Stadtseckelmeister darauf setzte, gleichsam als unvergleichliches Siegel.

Aus dem Verständnis für pfarrherrliche Besoldungszulagen darf man aber ja nicht etwa schließen, die Sonnenbühlser seien überaus kirchlich gesinnte Leute. Sie sind nicht besser als anderswo auch. Seit Jahrhunderten besitzen sie die gleiche Kirche, und obgleich sich die Stadt unterdessen bedeutend vergrößert hat, ist die Kirche doch immer gleich groß geblieben und vermag des Sonntags die Andächtigen ohne alle Mühe zu fassen. Und doch lieben die Sonnenbühlser ihre Pfarrer; in deren Predigten aber bringt man sie nur mit Mühe. Gewöhnlich finden sich die Seelenhirten bald in diese Zustände. Wenn aber ein frischer und junger Pfarrer neu auftritt, so eröffnet er gewöhnlich mit schwerem Geschütz den Kampf gegen die Lauheit der Sonnenbühlser, die aber doch über den schönsten Eifer regelmäßig siegt. Dann erkennt nach einiger Zeit der Pfarrherr, daß er sein männliches Kämpfen einstellen und sich still becheiden müsse, und erst jetzt betrachten ihn die Sonnenbühlser als vollwertigen Menschen und Bürger.

Um Kunst und Literatur kümmern sich die Sonnenbühlser wenig. Da erscheint es denn merkwürdig, daß gerade aus Sonnenbühl ein paar tüchtige Maler und namhafte Schriftsteller hervorgegangen sind. Von ihren engern Mitbürgern sind sie natürlich nie anerkannt worden. Solche Menschen mit ganz andern Ideen haben kein Heimatsrecht in Sonnenbühl, und wenn sie in anderer Gemarkung Brot und Ruhm finden, umso besser! Ein unverdienter Abglanz dieses Ruhmes fällt ja auch so auf die Vaterstadt, und die Sonnenbühlser freuen sich seiner wie der Ungerechte der Sonne, die auch über ihn scheint. Der gegen ideale Bestrebungen gerichtete Sinn der Sonnenbühlser mag seine Erklärung in der etwas merkwürdigen Entwicklung der Stadt finden. Noch vor einem halben Jahrhundert war Sonnenbühl ein kleines, wenig beachtetes Landstädtchen, das nur dann und wann durch einen fröhlichen Streich seiner Bürgerschaft in weitern Kreisen von sich reden machte. Anders wurde das, als es sich frischweg mit der Herstellung von Musikboxen abgab und die neuem Erwerbszweig, ganz gegen sonstige Sonnenbühlser Art, einen Zug ins Große verlieh. Da wuchs die Stadt rasch an; von allen Seiten erfolgte der Zug von Leuten, denen der fast müheloze Erwerb in die Augen stand. Besonders welsche Elemente stellten sich ein, die es in der Folge nicht unterließen, sich mit den alteingesessenen Sonnenbühlern zu ver-

binden, woraus dann eine Volksmischung entstand, die im heutigen Sonnenbühlert ihre wunderlichste Blüte treibt.

In dieser Industriezeit entwickelte sich vor allem aus auch der leichte Sinn der Sonnenbühlert, da der Erwerb fast mühslos und reichlich war und zu allerhand Schnurrpfei- fereien viel Zeit übrig ließ. In der Folge mußte diese In- dustrie schwere Schläge über sich ergehen lassen und war mehr als einmal dem Absterben nahe. Aber in unvermin- derter Kraft blühte der Sonnenbühlert Leichtsinn weiter, der durch den welschen Einschlag noch bedeutend sorgloser geworden war. Und merkwürdig, trotz des Leichtsinns kommen die Sonnenbühlert doch recht gut durchs Leben. Zwar findet man in jedem Amtsblatt die Namen einer Reihe von Bür- gern, bei denen fruchtlos gepfändet wurde. Aber ganz gleich wie in Gottfried Kellers *Seldwyla* gehen die Falliten hinunter zum fischreichen Fluß und an den See, um sich zum Mittagsmahl Fische zu fangen. Oder wenn's gerade Kir- schenzeit ist, stellen sie sich in langen Blusen auf dem Markt ein, disputieren dort mit den Bauernweibern über die Kirschen, essen dabei immer ein paar von den Früchten und gehen zuletzt hübsch gesättigt nach Hause; gekauft haben sie natürlich nichts. Nach einem ausgiebigen Regen trifft man sie auch scharenweise in den Wäldern mit dem Ein- sammeln von Pilzen beschäftigt, und es mag mit Anerken- nung hervorgehoben werden, daß es nirgends landauf und -ab so gute Pilzfänger gibt, wie in Sonnenbühl. So treibt's der Sonnenbühlert und gedeiht dabei. Am Sonntag macht er gewöhnlich einen Ausflug auf eine der benachbarten Höhen; dort ist er in den Bergwirtshäusern eine bekannte Erscheinung, und man begegnet ihm mit einer gewissen Hochachtung, weil er es versteht, in kurzer Zeit eine Un- menge zu essen und im selben Verhältnis zu trinken. Oft bezahlt er seine Reise sogar blank und bar; doch soll dies in letzter Zeit weniger oft vorkommen, und die Hochachtung der Bergwirte fängt mähslich an zu schwinden.

Obwohl Sonnenbühl eine durchaus protestantische Stadt ist, haben sich doch noch katholische Gebräuche erhalten. So wird die Fastnacht allgemein als Volksfest gefeiert, wahr- scheinlich, weil sie dem leichten Sonnenbühlert Sinn besonders zusagt. Da steht zwei Tage hindurch ein großer Teil der Sonnenbühlert im Narrenkleid, und alle finden sich in die Narrenrolle ohne jegliche Mühe, als hätten sie zur Narretei eine Art inneren Beruf. Was bei den Sonnenbühlern mit der Narrenfreude zusammenhängt, ist die schier unabzwingliche Lust zu historischen Umzügen. Die Stadt hat in der Ge- schichte nie eine bedeutende Rolle gespielt. Aber gleichwohl veranstalten die Sonnenbühlert mindestens alle zehn Jahre einen großen Umzug, der irgend eine große und glorreiche Episode aus der Vergangenheit der Stadt vor Augen führen soll. Dazu dichtet der jeweilige Stadtdichter ein Festspiel, das mit ungemeinem Glanz aufgeführt wird. Nach solchen Umzügen fangen dann die Sonnenbühlert langsam an zu glauben, ihre Stadt sei früher wirklich ein Haupt- und Mordsfeind von einer Stadt gewesen, und es sei jammerschade und sehr zu des Vaterlandes Nachteil, daß sie heute nicht mehr eine so bedeutende Rolle spiele. Dann werfen sie sich mit Feuereifer auf die Politik, in der Absicht, der Stadt ihre führende Stellung zurückzuerobern. Aufrufe werden verschickt, Versammlungen abgehalten, Parteien gegründet mit schwung- vollen Programmen, von Vergewaltigung und Korruption ist die Rede, und alles läßt sich wunderlich an, bis sich die Parteien in die Haare geraten und die allerschönste politische Neiderei entsteht, zur stillen Belustigung jener großen Nach- barstadt, der Sonnenbühl die Führung aus den Händen winden wollte.

So sehr sich die Sonnenbühlert in der Gemarkung des Gemeinwesens ihrer Narrheit freuen, so treten sie doch nach außen immer als gesetzte und hochachtbare Leute auf, so daß einer schon ein gewiefter Menschenkenner sein muß, wenn er herausfinden will, daß es jeder Sonnenbühlert faustdick hinter den Ohren hat. Wenn aber irgendwo ein Fest ge-



Bildnis.

Gret Widmann, Rüschlikon.

(Aus dem „Schweizerischen Frauenkalender 1913“.)

feiert wird, dann fällt ohne weiteres die Maske des Ernstes, und der Sonnenbühlert ist der Festfreudigsten einer. Dabei entwickelt er eine ganz eigentümliche Festfreude, die ihn von allen andern unterscheidet und doch nicht beschrieben werden kann. Wenn im lieben Vaterland ein größeres Fest gefeiert wird, würden es die Sonnenbühlert als Schande betrachten und die Festgeber als Bekleidung empfinden, wenn Sonnen- bühl nicht eine namhafte Zahl seiner Söhne schicke. Bei der Heimkehr vom Fest werden die Sieger — denn die Sonnen- bühlert siegen immer — von der ganzen Stadt empfangen, alles schwimmt in patriotischem und anderem Wohlbehagen, in den Wirtshäusern wird gesungen und getanzt, bis sich um Mitternacht die biderben Männer wegen der Politik in den Haaren liegen und mit Hülfe kräftiger Fäuste dem Rot der erhitzten Gesichter etwas Blau beifügen. Es ist ganz sicher, daß den Sonnenbühlern etwas fehlen würde, wenn eine ihrer Festfahrten nicht so endigte.

So sind die Sonnenbühlert: ein Böcklein, das man lieb haben muß, so wie ein Vater seinen etwas ungeratenen Sohn lieb hat und sich heimlich seiner dummen Streiche freut. Wie viel ließe sich von diesen Erbächtern froher Lebenslust er- zählen! Manche Erzählung ließe sich zurechtmödeln, die den Sonnenbühlert im Staate seiner Narrheit, aber auch in seinen tiefsten allgemein menschlichen Konflikten zeigen würde. Davon vielleicht ein andermal! Auf alle Fälle bereitet es mir ein tiefinnerliches Vergnügen, die Sonnenbühlert Räuze immer im Auge zu behalten, um mich an jedem ihrer Streiche so recht königlich zu freuen. Sonnenbühl wird mir so zum heimlichen Königreich, über dem in mildem Glanz die Sonne heiterer Lebenslust leuchtet.